

- Kuhn, Thomas S. (2000): *The Road Since ›Structure‹*. Chicago/London: University of Chicago Press.
- Lakatos, Imre (1970): »Falsification and the Methodology of Scientific Research Programmes«. In: Lakatos, Imre/Musgrave, Alan (Hg.): *Criticism and the Growth of Knowledge*. London/New York: Cambridge University Press, S. 91-196.

*Anschrift:*

Dr. des. Markus Seidel  
Westf. Wilhelms-Universität Münster  
Zentrum f. Wissenschaftstheorie  
Domplatz 6  
48143 Münster  
maseidel@hotmail.com

Michael Gubo

**Die Herausforderung des impliziten Wissens für die theoretische Soziologie**  
**Rezension zu: Jens Loenhoff (Hg.) (2012): Implizites Wissen. Epistemologische und handlungstheoretische Perspektiven.**  
Weilerwist: Velbrück. 288 Seiten.  
Gebunden. 1. Auflage. 29,90 €  
ISBN 978-3-942393-48-5

Bei diesem Sammelband handelt es sich um ein interdisziplinäres Anliegen, das Überlegungen zu epistemologischen und handlungstheoretischen Fragestellungen zum »impliziten Wissen« versammelt. Der Erkenntniswert eines solchen Projektes liegt zum einen sicherlich darin, einen Überblick über die grundlagentheoretischen Probleme aus verschiedenen Perspektiven zu erhalten. Die Vielfalt der Perspektiven (Soziologie, Philosophie, Linguistik, Psychologie, Kommunikationswissenschaft) erweist sich im Fall dieses Bandes als durchaus gewinnbringend. Dies liegt vor allem daran, dass ein systematisches Spannungsfeld klar erkennbar ist, welches die einzelnen Artikel und die beteiligten Disziplinen zu einem Netzwerk wechselseitiger Befruchtung sowie Kritik zusammenführen kann. Neben dem Über-

blickscharakter kann der Band einen theoretisch-systematisch Beitrag leisten, indem die in den einzelnen Artikeln bearbeiteten neuralgischen Punkte, die sich allesamt um die Unterscheidung zwischen impliziten und expliziten Wissen befunden, zumeist gut erkennbar aufeinander verweisen und implizit oder (wenn auch leider zu wenig) explizit Irritationen erzeugen, die dazu anregen können, die theoretischen Rätsel genauer in den Blick zu nehmen. Diese Vorlage aufnehmend versucht diese Rezension, die wesentlichen aufgeworfenen Theorieprobleme und die Lösungen dieser Rätsel vergleichend darzustellen.

Die in den Beiträgen dargestellte und diskutierte Phänomenalität des »impliziten Wissens« erstreckt sich allgemein von körperlichen und kognitiven Kompetenzen eines Individuums bis hin zu einem normativen Sinn für Angemessenheit, dem eine wichtige Funktion für das Prozessieren von Sozialität überhaupt zugewiesen und gleichzeitig als Konstitutions- und Abgrenzungsbedingung sozialer Milieus zur Geltung gebracht wird. Diese enorme Spannweite des Phänomens und die damit einhergehenden Rätsel seiner Explikation respektive Explizierbarkeit machen es zu einem interdisziplinären »Mysterium«. Dessen Relevanz für die Erklärung, Beobachtung und Beschreibung die gesamte Gesellschaft durchdringender Phänomene, machen es für die soziologische und interdisziplinäre Debatte interessant und reizvoll,<sup>1</sup> auch gerade weil das Phänomen selbst sich tendenziell einer begrifflichen Festlegung entzieht.

Für die Soziologie wichtig ist die Konzeption dieses Wissen zum einen, weil es für die Beschreibungen des Aufbaus und des Funktionierens *sozialer Ordnung* ein zentrales begriffliches Werkzeug darstellt. Daran anschließend und darüber hinaus dient es als Explanans für verschiedene Umstände sozialer Ungleichheit – für Differenzen zwischen Kulturen (»horizontale Ungleichheit«), für ungleiche Chancen bei Stellenbesetzungen aufgrund differenter sozialer Herkunft (»vertikale Ungleichheit«), als auch für unterschiedliche Rationalitätstypen, die sich bei

1 Siehe zu der aktuellen Debatte auch den folgenden Sammelband: Ernst, Christoph/Paul, Heike (Hg.) (2013): Präsenz und implizites Wissen. Zur Interdependenz zweier Schlüsselbegriffe der Kultur- und Sozialwissenschaften, transcript: Bielefeld.

der (kulturellen) Anwendung von global institutionalisierten Regeln, wie zum Beispiel wissenschaftlichen Methodologien oder Gesetzestexten im Rechtssystem zeigen.

Wenn das Phänomen des »impliziten Wissens« selbst als Explanandum in einer interdisziplinären Debatte auftritt, ist hierin die Herausforderung präsent, diejenigen Dreh- und Angelpunkte der Diskussion präzise zu beleuchten, die die Form des Zusammenhangs von Epistemologie, Handlungs- und Gesellschaftstheorie bearbeiten. Die spezifisch interdisziplinäre Herausforderung für eine theoretische Soziologie ist dann neben der fachinternen Debatte, die Frage der Integration von Beiträgen aus anderen Fächern. Dabei ist jedoch stets zu überprüfen, ob sich auf dem Weg des Versuchs der wissenschaftlichen Explikation eines impliziten Phänomens Äquivokationen als »falsche Freunde einschleichen«, die eine allzu schnelle Vereinbarkeit und Gemeinsamkeiten des Phänomens begrifflich nur aufgrund bloßer Wortidentität suggerieren. Hat man diese freundlich hinausbefördert, stehen Fragen an, die die Art der wechselseitigen Irritation genau thematisieren und auf Kommen-surabilität und Ergänzungs- und/oder Präzisionsbedarf hinweisen.

Wie lässt sich systematisch sinnvoll nach dem Phänomen des »impliziten Wissens« fragen? Diese besondere, wissenschaftliche Kreativität anregende Spannung besteht hier ja darin, einen schon dem Titel nach »impliziten« Tatbestand explizit fassbar zu machen. Dies ist auch der Grund dafür, dass der Sammelband die Bearbeitung des Konzeptes in einer Verzahnung von epistemologischen und handlungstheoretischen Perspektiven vorsieht. Ist beispielsweise die gesuchte Art von Wissen als isoliertes »Phänomen« zu betrachten und so für phänomenologische Analysen zugänglich zu machen? Oder ist es stets ein Teil eines (möglicherweise komplexen) Begriffszusammenhangs, indem es im Zusammenspiel mit anderen Begriffen sukzessive und in dynamischen Explikationsprozessen bestimmt werden kann? Diese epistemologischen Fragen sind eng verknüpft mit der begrifflichen Bestimmung des Verhältnisses von (womöglich verschiedenen Typen) impliziten Wissens mit (wiederum differenten Varianten) des expliziten Wissens.

Zu Beginn ist die Einleitung von *Jens Loenhoff* positiv hervorzuheben. Diese vermittelt ei-

nen guten Einblick in die Zusammenhänge der vielfältigen Aspekte des Konzeptes des impliziten Wissens. Dies geschieht nicht qua bloßer Nennung prominenter Debatten und derer Probleme, sondern er rekonstruiert das Feld bis in theoretische Detailfragen hinein, indem er seine eigene Position in den wesentlichen Kernpunkten darstellt und dabei auf die Schauplätze der Konflikte im Umkreis des Begriffes hinweist und sodann deren Grenzlinien markiert. Er selbst vertritt in der Einleitung und in seinem Artikel eine Position, die er als »Fundamentalpragmatismus« bezeichnet. Das implizite Wissen wird dabei als Fundament von *jeglichem* expliziten Wissens betrachtet. Es sind die praktischen Fähigkeiten, die selbst praktisch generiert werden, von denen ausgehend die Konstitution von explizitem Wissen erst möglich wird. Diese bottom-up Fundierungsvorstellung führt dazu, dass er selbst abstrakteste Kommunikationen wie z.B. mathematische als gebunden an pragmatische und sensomotorische Praktiken konzipiert. Loenhoff sieht selbst für den individuellen sensomotorischen Umgang mit »Dingen« das kulturelle implizite Wissen als fundierend an, da sensomotorische »Gestalten« und deren »Kriterien« der angemessenen Anwendung stets nur in praktischen Kooperationsprozessen erworben werden können, welche eben durch dieses implizite Wissen strukturiert seien (21). Man kann das so interpretieren, dass Jens Loenhoff einen starken Begriff des impliziten Wissens und dabei gleichzeitig einen schwachen Begriff des expliziten Wissens vertritt (17), da das explizite Wissen stets vom impliziten durchdrungen werde. Propositionale Explikate sind demnach auch *keine Repräsentationen* von klar umrissenen impliziten Inhalten. Interessant bzgl. der Begriffsfindung ist nun aber auch, dass *Loenhoff* in seinem eigenen Artikel davon ausgeht und präzisiert, dass implizites Wissen wiederum stets an das explizite Wissen gebunden bleibt (62) – das implizite Wissen also nicht etwa selbst ein quasi geschlossenes System darstellt (wie dies etwa der psychologische Beitrag von Haider und Eichler postuliert, siehe dazu unter mehr). Für die theoretische Soziologie wichtig ist nun, dass Loenhoff die Funktion des impliziten Wissens als *handlungskoordinierende Instanz* stark betont. Dies ist für ihn gleichbedeutend damit, dass durch das implizite Wissen immer schon »normative Strukturen«

wirksam sind (16).<sup>2</sup> Das *Kriterium der Anschlussfähigkeit*, welches hier in der Argumentation eine entscheidende Rolle für die Definition des impliziten Wissens als implizite Normativität spielt, zeige sich an Kontingenzen bzgl. der Bewältigung von situativen Aspekten (22). Für den Begriff der Situation selbst impliziert dies, dass jeder Situation gewisse »Unschärfen« (65) inhärent sein müssen, die nicht durch proportional explizite Regeln bearbeitet werden können. Gemeinsames implizites Wissen kann zur unbemerkten Bearbeitung dieser Lücken dienen, fehlt dagegen ein solches, komme es zu Differenzenerfahrungen, die als Krise sichtbar werden können und sodann Explikationsprozesse und/oder neues implizites Wissen generieren können. Die Bindung des Konzeptes des »impliziten Wissens« an das Soziale untermauert auch *Rainer Schützeichel* mit einem triftigen Argument: Die Beobachtung, dass nicht ein selbst-reflexives Individuum selbst Träger und Autorität seines Wissens sein könne, weil diese nicht über die Gründe und Ursachen ihres Wissens alleinig wissen und verfügen können, führe dazu implizites Wissen an Kollektive binden zu müssen (109). Dies ist ein zentrales Moment in der Kritik des epistemischen Individualismus. Zudem verweist Schützeichel auf den systematisch relevanten Status des »impliziten Wissens« als »Beobachterkategorie« (108). Dies bezieht sich sowohl auf alltägliche soziale Prozesse, weil sich in seinem Tun niemand selbst implizites Wissen zuschreibt (108). Zudem ist der Beobachterkategoriestatus relevant für die soziologische Anwendung dieses Konzeptes, weil diese stets auf *soziale Beobachtungsverhältnisse* Bezug nimmt. Als soziologischer Reflexionsbegriff kommt dem impliziten Wissen sodann die Aufgabe zu, die im sozialen Kontakt impliziten »erwartbaren Handlungs- und Verhaltensdispositionen« »erklären« zu können (108). Seine Position selbst in die »Soziale Epistemologie« einordnend vertritt er eine Position, die Wissen nicht als epistemische Eigenschaft von Individuen sieht. Vielmehr ist implizites Wissen als eine *Eigenschaft von sozialen Konstellationen* zu verstehen (123).

2 Im Anschluss an Martin Heideggers Konzept des Daseins als »In-der-Welt-sein je schon mit Anderen« erarbeitet Loenhoff ein Intersubjektivitätskonzept, das eine »implizite Normativität« immer schon miteinschließt (64).

Die verschiedenen Akteure können dann als Repräsentanten einer »epistemischen Gemeinschaft« als »Stellvertreter« des gemeinsamen Wissens angesehen werden. Dieses Wissen wird somit nicht primär den gefragten Personen zugeschrieben, sondern vielmehr als implizites Wissen »epistemischen Beziehungen in sozialen Gemeinschaften« (125). Die Gemeinsamkeit bzgl. der Konzeption von Jens Loenhoff besteht in der Betonung, dass die Begriffsexplikation des impliziten Wissens strikt zuerst an das Soziale zu binden sei – allerdings erhält das Phänomen des impliziten Wissens bei Jens Loenhoff den Charakter der *Fundierung* des Sozialen, während es sich bei Schützeichel um eine *zugeschriebene Eigenschaft* handelt, ohne damit von einer konstitutiven Hierarchie ausgehen zu müssen.

Um die Positionierung des impliziten Wissens innerhalb des Bereichs des Sozialen geht es auch *Joachim Renns* Beitrag – jenseits einer Festlegung des Phänomens als fundierend oder zuschreibend. Renns Beitrag interessiert sich für die *Rationalität des impliziten Wissens* vor einem gesellschaftstheoretischen Hintergrund. Die Originalität dieses Beitrages liegt vor allem in Bezug zu der gesamten Debatte *neuen Verortung* und der dadurch entwickelten Funktionsbeschreibung des impliziten Wissens im Bereich des Sozialen. Um die Koordination des Handelns vollständig soziologisch erfassen zu können, reiche es nicht aus, die Rationalität einzelner Handlungen zu betrachten, mit in den Blick kommen müssen auch Koordinationsformen auf Makroebene wie soziale Systeme oder Institutionen. Der Begriff der Rationalität darf für dieses Vorhaben nicht auf explizite rationale Handlungsmotive eingengt werden (wie dies traditionelle Handlungstheorien tun – so Renn) (155). Die Bildung des Begriffs des impliziten Wissens wird gesellschaftstheoretisch fokussiert auf die »Übergänge«, die zwischen *institutionalisierten und stabilisierten Ordnungen und situiertem Handeln stattfinden*. Diese Grenzübergänge erfordern »Übersetzungen« in Form einer »angemessenen« Anwendung generalisierter Regeln und Prinzipien (155). Dieser Typ der Angemessenheit kann auf die *Form der Rationalität des impliziten Wissens* in der aktuellen ausdifferenzierten Gesellschaft bezogen werden. Aus soziologischer Perspektive interessiere nicht zuerst die Festlegung bestimmter Kriterien für *eine* bestimmte Rationalität, sondern zu betrachten gilt

es die verschiedenen Rationalitäts**begriffe**, die sich im Zuge sozialer Differenzierungen von »rationalen Handlungsformen« über »subsystemische Teilrationalitäten« erstrecken (159). Für eine soziologische Rationalitätstheorie ist dann nicht nur das *Problem der Einheit* einer bestimmten Rationalität relevant, sondern gerade die Betrachtung der *Übergänge* zwischen diesen seien erkenntnisbringend für die Rationalitätsformen in heutigen Gesellschaften. Hier kommt sodann das Konzept des »impliziten Wissens« ins Spiel: denn neben den expliziten Rationalitätsformen (Kriterien, Prinzipien, Normen) kommen bei der Übersetzung dieser Formen im situierten Handeln die praktischen Gewissheiten des impliziten Wissen zum Zuge, welche die *Handlungsfortsetzung* zwar in Bezug auf die expliziten Rationalitätsformen aber auch jenseits dieser zu regulieren vermag. Diese Verortung des Konzepts erweitert zugleich den Phänomenbereich des impliziten Wissens erheblich. Die anschließende Frage an diese Konzeption ist, ob es tatsächlich möglich ist, einen Begriff des impliziten Wissens fassen, der derart abstrakt ist, dass all diese Phänomene inbegriffen sind? Eine sehr weitreichende Frage: Denn gäbe es einen solchen Begriff, wäre eine zentralen theoretischen Problem des gesamtgesellschaftlichen Entwicklungsprozesses auf die Spur gekommen. Die Ordnung der Gesellschaft, d.i. die Fortsetzung derselben trotz erheblicher Komplexität, wäre in gewissem Sinne garantiert aufgrund einer *impliziten Rationalität*.

Auch im Beitrag von *Werner Kogge* bezieht sich das Konzept auf den Übergang von Mikro- und Makrobereichen. Ihn interessiert dabei die Funktion des impliziten Wissens in Bezug auf Transformationen zwischen primären Erfahrungen im situierten Handeln und gesellschaftlichen Teilbereichen auf der Makroebene. Er betont in seinem Beitrag die *nichtsprachlichen Kompetenzen*. Die Ausführungen bauen auf der Prämisse auf, dass sich Wissen *sprachfrei weitergeben und erwerben lässt*, selbst der Erwerb von Wissen mithilfe von expliziter Sprachverwendung sei auf diesen Typ des impliziten Wissens angewiesen. Ausgehend von diesen Prämissen macht Kogge einen *starken Unterschied zwischen Wissen und Können*. Und betont dann die stete Verzahnung des expliziten Wissens (Erklären, Bezeichnen, eine Regel formulieren) mit dem für diese Fähigkeiten notwendigen impliziten Können. Die Frage nach den

Komplexionen dieser Verknüpfungen aufnehmend weist Kogge auf das Konzept der Erfahrung (*emperia*) von Aristoteles hin, welches die »*Einheit*« dieses Weges auf den Begriff zu bringen vermag. Im Anschluss an diesen Erfahrungsbegriff von Aristoteles postuliert Kogge, dass auch die heutige Wissenschaft und Kunst aus diesem Erfahrungstyp heraus generiert werden. Die primäre Erfahrung geht in diese Bereiche ein, indem aus den in der Erfahrung hergestellten Inhalten (Gedanken) allgemeine Annahmen über das Ähnliche ermöglicht werden (*techne*) und diese sodann in Artbegriffe sortiert werden können (*episteme*) (35f.). Die Entwicklung von Artbegriffen (*eidos*) kann nun aber allein nicht die Entwicklung der Wissenschaft adäquat beschreiben. Vielmehr ist zudem noch ein Begriff des Umgehenkönnens mit diesen vonnöten, der sich nicht explizieren lässt. Dies sei auch ein Teil der Wissenschaft, wie der Wissenschaftstheorie seit Ludwik Fleck (47), der sich nicht explizieren lässt. Die originelle zeitdiagnostische Wendung besteht bei Kogge darin, dass er beobachtet, dass dem Aristotelischen Erfahrungsbegriff seit der frühen Neuzeit (hineinwirkend bis in unseren Alltag) ein Erfahrungsbegriff gegenüber steht, der entgegen dem »kosmischen Vertrauen« das Moment des Widerstands und der Kontingenz betont (48). Gegenüber stehen sich hier also die Konzepte »Erfahrung als quasi natürlicher Wachstum des Wissens« und »Erfahrung als Scheitern von Erwartungen«. Eine heutige Aufgabe sieht Kogge in der begrifflichen wie tätigen Integration dieser beiden Erfahrungstypen. Angedeutet wird das Zusammenspiel, indem rekonstruiert wird, dass zwar Erfahrung, die wir machen, nicht die »Wirklichkeit« repräsentieren können, dennoch Erfahrungen selbst »wirkliche Strukturen« seien, die nicht reine referenzlose, nachträgliche dazukommende Konstruktionen sein können (48). Eine Perspektive, die sich direkt an die Konstruktivismusdebatte innerhalb der Soziologie anschließen ließe, und mit einem von Aristoteles inspirierten Erfahrungsbegriff jenseits von Konstruktion und Realitätsrepräsentation moderne Erfahrungsgenese in der Wissenschaft zum Thema hat.

Weder im Sinne einer bottom-up-Fundierungstheorie, noch als rein konstruktivistische Zuschreibung erhält das Konzept soziologische Relevanz im Beitrag von *Gregor Bongaerts*, vielmehr erhält es hier seine Bedeutung für eine zen-

trale Erklärungsaufgabe: der *Persistenz* von sozialen Strukturen. Dabei radikalisiert er die *soziologische Perspektive* auf das Konzept des »impliziten Wissens«, indem er postuliert, dass implizites Wissen *stets* an soziologische Problembezüge zu binden sei. Der Begriff steht hier also nicht für sich selbst. In Bezug auf soziologische Fragestellungen wird für Bongaerts allerdings sodann im Zuge seiner Argumentation auch inhaltlich-phänomenal klar, dass implizites Wissen nicht auf bloßes Können reduziert werden kann. Denn der Begriff sei nur dann sinnvoll, wenn man diesen eng mit der Strukturfrage koppelt – was auf einen sozialen Sachverhalt hindeutet. In *Concreto* bezieht er sich dabei auf einen *emergenten Sinnzusammenhang* von Kommunikationssystemen (132). Die Menschen sind hier aber nicht wie in der radikalisierten Luhmannschen Fassung komplett außen vor, dies wird deutlich, wenn Bongaerts in einer interessanten Wendung mit dem Konzept die *Verhaltensweisen* adressiert, die nicht auf Handlungspläne rückführbar seien, sondern vielmehr direkt an einen »makrologischen Strukturzusammenhang« (134) gebunden sind. Eine für die weitere Entwicklungsarbeit am Konzept des impliziten Wissens vielversprechende Begriffskombination schlägt er im Zuge dieser Wendung vor, indem er den Sinnbegriff von Luhmann (Sinn als Möglichkeitsbereich) und Merleau-Pontys Sinnbegriff (inkarnierter Sinn) verbindet und auf die Frage nach der *Stabilität von sozialer Ordnung* bezieht. Dieser kombinierte Begriff wird deutlich gebunden an präreflexive Verhaltensstrukturen. In Erinnerung an Bourdieus Analyse der Bedingungen des Erzeugens der Dispositionen betont er nun, dass es für die Verwendung eines nützlichen Begriff des impliziten Wissens ausreiche, die Bedingungen (hier die evidente und deshalb erklärungsbedürftige Persistenz sozialer Strukturen) zu explizieren, die das implizite Wissen generieren, welches dann das jeweilige *Sinnverhalten* bestimmt. Bemerkenswert ist weiter, dass in dieser vorreflexiven Verhaltensstrufe schon *Deutungen* generiert werden. Dies wird mit einem Evidenzargument plausibilisiert: Schon in der trivialen Einsicht, dass verschiedene soziale Akteure auf »vergleichbare Reizbedingungen« (145) unterschiedlich reagieren, zeigen sich kulturelle Differenzen, die als implizite Deutungen fungieren, also keinen expliziten Charakter besitzen. Dass es sich beim impliziten Wissen hierbei

um ein Sinnproblem handelt, begründet Bongaerts damit, dass es Evidenzen dafür gebe, diese persistenten Deutungsphänomene als Emergenzphänomene zu beschreiben (zum Beispiel kann ein Streit entstehen, ohne das eine/r der Beteiligten dies intendiert hatte). Originell an Bongaerts Beitrag ist der Rückschluss auf das implizite Wissen und dann zudem auf dessen begrifflichen Gehalt aus der Perspektive der soziologischen Evidenz der Persistenz sozialer Strukturen.

Nicht die Persistenz als Erklärungsproblem, sondern vielmehr aufgrund der »Dynamik« sozialer Strukturen entwickelt *Harry Collins* ein für die Soziologie interessantes Konzept des impliziten Wissens. Auch Collins gewinnt seine Begrifflichkeit des impliziten Wissens durch Bezugsetzung desselben mit explizitem Wissen. Er unterscheidet dabei verschiedene Typen des impliziten Wissens in Bezug auf dessen Explizierbarkeit. Der Startpunkt seiner Analyse ist die These, dass die *Weitergabe von explizitem Wissen* immer an einen praktischen Kontext gebunden sei. Eine erfolgreiche Weitergabe erfordert weiterhin das Beherrschen einer gemeinsamen Sprache, deren Erlernen und Anwendung wiederum eine implizite Fähigkeit ist. In Bezug auf das explizite Wissen stellt Collins im Anschluss an Polanyi fest, dass alles Wissen im impliziten Wissen *fundiert* sei und ein vollständig expliziertes Wissen nicht vorstellbar sei. Im Anschluss an diese Feststellung markiert er das explizierte Wissen selbst als das kompliziertere Phänomen, und widmet seine Untersuchungen der Frage, wie Menschen *erworbene Fähigkeiten (Wissen) tradieren* und weitergeben können. Interessant dabei ist v.a., dass dieses Wissen als *strukturiertes* Material in Form von sog. »strings« weitergeben werde. Die begriffliche Aufdeckung des »impliziten Wissens« führt bei Collins dann über die Analyse der Funktionalität verschiedener Typen dieser Strings. Für ihn kommt die Idee des impliziten Wissens nur dadurch zustande, weil Menschen in der Lage sind, Wissen zum Teil explizit zu machen, zu speichern und weiterzugeben (95). Der begriffliche Weg zum impliziten Wissen führt bei Collins von dort aus über die *Rekonstruktion von Typen von Gründen*, die eine *Explikation* des impliziten Wissens *verhindern*. Von den Explikationen, den »strings« (Wellen, Alphabet, binäre Symbolinventare, am Strand hinlassen Spuren, flüchtige durch Schall erzeugte Muster in der Luft, Wolkenformationen)



lässt sich sagen, dass diese *Information* transportieren. Eine entscheidende Differenz zu den informativen Gehalten der strings kommt den bedeutungsvollen Aspekten der Sprache zu. *Bedeutungen* seien ein Merkmal von »lebendigen« Sprachen, deren zentrale Eigenschaft ihre eigene *ständige Transformation* sei (98). Polanyi bekanntes und immer wieder für die jeweilige Erklärungsaufgabe unterkomplex herangezogenes Beispiel vom Radfahren aufnehmend, betont Collins, dass um der Form des *kollektiven impliziten Wissens* auf die Spur zu kommen, es notwendig sei, das Beispiel zu erweitern, indem man das *Radfahren im Straßenverkehr* betrachtet und dabei die Auffälligkeit, dass dieses in verschiedenen Städten etwas sehr verschiedenes ist, in den Blick nimmt. Es gebe z.B. keine Strings für die Art und Weise, wie man als Autofahrer erkennt, ob ein erwideter Blick als Kenntnisnahme der eigenen Absicht aufgefasst wird (106). Die Struktur des Straßenverkehrs sei genauso wenig ermittelbar durch abstrakte explizite Begründung wie die Sprache selbst. Dies liege in dem gemeinsamen Moment beider Strukturen der *ständigen Dynamik*. Wenn man nun dennoch genaueres zu diesen Strukturen sagen möchte, müsse man dies zunächst als kollektives Phänomen begreifen, das nicht der Kontrolle von individuellen Akteuren unterliege. Gemeinschaften seien evidenter Weise in diese implizite Dynamik eingebunden. Individuen werden in diese kollektiven Strukturen erst durch den Erwerb der impliziten Fähigkeiten der Teilnahme *nachträglich* in diese integriert. Dieses kollektive Wissen sei überhaupt nicht zu explizieren. Explikationsversuche würden daran scheitern, dass diese immer nur Momentaufnahmen wären und gerade das kennzeichnende Moment des kollektiven impliziten Wissens, nämlich das seiner *Dynamik* völlig außer Acht ließen (107). Es käme zu abstrakten Begriffen ohne Referenz. Interessant, dass kann hier nur am Rande angemerkt werden, wäre die Frage des Passungsverhältnisses der Konzepte von Bongaerts und Collins. Jeweils wird die Notwendigkeit des impliziten Wissens aufgrund eines evidenten sozialen Phänomens hergeleitet. Bei ersteren ist es die erklärungsbedürftige Persistenz sozialer Strukturen, bei letzterem »deren« (liegt hier eine Äquivokation in Bezug auf diese Begrifflichkeit vor?) unabweisliche Dynamik. Im ersten Fall scheint die implizite Deutungskompetenz dem »flüssigen

Funktionieren« von Strukturen zu Gute zu kommen, beim letzteren dagegen, ist es die Fähigkeit des Umgangs mit der nicht intentional steuerbaren Dynamik des sozial Emergenten, die das Konzept erforderlichlich macht.

Was bei allen bisher rekonstruierten Beiträgen mitgeschwungen ist, ist das Rätsel um die »Impliztheit« des impliziten Wissens. Gibt es einen latenten Gehalt des impliziten Wissen der wirksam ist und den man sich nun begrifflich anzunähern versucht? Gegen eine dem Konzept des impliziten Wissens weit verbreitete inhärente Latenzvorstellung spricht sich deutlich *Hans Julius Schneider* aus. In seinem Beitrag ist bzgl. dieses Konzepts die Rede konsequent von einem Können und nicht von einem Wissen. Wissen ist in seiner Konzeption immer etwas Explizites. Indem er den Versuch unternimmt in Abgrenzung von »intentionalistischen Scheinerklärungen« (71) den Begriff des impliziten Wissens im Anschluss an Wittgenstein sprachphilosophisch zu klären, kommt er zu der Erkenntnis, dass der Bereich des impliziten Wissen sinnvollerweise auf *Zuschreibungen* von Handlungen und Handlungsweisen reduziert werden müsse. Damit wendet er sich radikal gegen die Vorstellung, dass mit dem Konzept ein Bereich der Latenz bezeichnet wäre. Zwar gesteht er ein, dass es in manchen Fällen tatsächlich *so aussehe, als ob* etwas Verborgenes »hinter den Handlungen« stehend bezeichnet worden wäre, dies jedoch als Schein rekonstruiert werden müsse (77). Ausgehend von der Prämisse, eine Regel zu kennen, heiße, eine Regel formulieren zu können, erläutert er seine Sichtweise. Selbst ein Hund, der gelernt hat, dem Stock hinterherzurennen und zurückzubringen könne auf legitime Weise Handlungsfähigkeit zugeschrieben werden, weil er als »Handlungspartner« des Menschen im Stöckchenspiel anerkannt werden muss, und es hinreichende Bedingung dafür sei, das Verhalten des Hundes mit einem *Handlungsausdruck* zu beschreiben, dass wir mit diesem in einem Handlungszusammenhang stehen (76). Was bedeutet dies nun für das Konzept des impliziten Wissens? Zunächst ist daran anschließend klar, dass Handlungsfähigkeit nicht als intentionaler Vorgang begriffen werden kann. Vielmehr bringt die Verwendung eines Handlungswortes, so Schneider, lediglich Erwartungen zum Ausdruck, welche sich auf zukünftiges Verhalten eines Handlungspartners beziehen. Diese Erwartung

beruhen auf Erfahrungen im Alltag, welche keine expliziten Inhalte haben und sich nicht explizit weitergeben lassen – diese müsse man sich leibhaftig aneignen. In Abgrenzung dazu wird »Wissen« als etwas bezeichnet, das sich auch weitergeben lässt (77). Wenn in einem Handlungsspiel der Satz »er weiß« fällt, ist zumeist nur ausgesagt, dass die bezeichnete Entität in der Lage ist, am jeweiligen Spiel teilzunehmen. Im Alltag werden solche Sätze in konkreter Situation geäußert und haben eine pragmatische Funktion – »es sind keine Erklärungen, sondern Beschreibungen« (81). Der Ausdruck »wissen« sei nur dann wörtlich zu nehmen, wenn Menschen reflexive Fähigkeit erworben haben und damit Deutungsangebote annehmen oder ablehnen können. Explizites Wissen versteht er dagegen als die Fähigkeit »Antworten zu können« (76), was als ein Spezialfall des sozialen Handeln-Könnens beschrieben wird, das durch praktische Teilnahme gelernt wird. Beschreibung mit Hilfe des Wortes »können« betreffen den regelhaft zu erwartenden Erfolg oder Misserfolg im Handeln, wie er von den Mitspielern im wiederholten Umgang mit den betreffenden Personen (oder auch Tieren) erfahren wird. *Sie formulieren keine Hypothesen über etwas Verborgenes*. Vielmehr sind diese Beschreibungen Interpretationen von Handlungskompetenzen. In diesem Sinne sei zwar das, was wir als »Können« bezeichnen, stets mehr als das, was wir als »Wissen« bezeichnen. Allein diese Differenz müsse man anerkennen, »statt das Können durch den Terminus »implizites Wissen« als eine besondere Form des Wissens erscheinen zu lassen« (87). Hält die sprachphilosophische Perspektive von Hans Julius Schneider den oben rekonstruierten soziologischen Fragen stand? Zu testen wäre jedenfalls, ob in dieser allein sprachliche Ausdrücke analysierende Version von Schneider die soziologisch relevanten Erklärungsphänomene (siehe oben) zu fassen bekäme. Oder handelt es sich hier tatsächlich um eine subtile Äquivokation in Bezug auf den gesuchten Begriff, deren Akzeptanz Erklärungsbedürfnisse nivellieren würde?

Antagonistisch zu Schneiders Konzeption verhandelt *Clemens Stetter* die Latenzproblematik. Aus seiner linguistischen Perspektive bewirkt eine sich zeigende Latenz gerade die Bestätigung eines starken Begriffs des impliziten Wissens. Stetter betont, dass nicht in den explizierbaren Regeln der Grammatik, sondern in sprachlichen

Korrekturen sich implizites Wissen zeige. Die für sprachliche Performanz notwendige Fähigkeit entziehe sich jeder phänomenologischen Beschreibungsmöglichkeit, vielmehr *erscheinen diese als Latenz*, wenn Korrekturen notwendig werden. Diese Erkenntnisbedingung bringt hier nochmal aus linguistischer Perspektive zu Tage, was man nicht explizit aber notwendig voraussetzen muss. Hier in der Form eines Wissens, das sich nur bei der sprachlichen Performanz, dem Reden und Schreiben, zeige. Dieses müsse immer auch pragmatischen Rahmenbedingungen genügen. Der Zugang zum impliziten Wissen eröffnet sich systematisch nicht bei eigenen Artikulaten, sondern vielmehr über die Erfahrung von Artikulationen anderer, die eine Norm weder »erfüllen, noch sie eindeutig verletzen« (187). Das implizite Wissen »äußert« sich sodann in »Korrekturreaktionen. Erlernt wird solches Wissen kommunikativ im primären Sprachgebrauch (192). Es entwickle sich als ein Gefühl dafür, in welche pragmatischen und sprachlichen Kontexte eine sprachliche Wendung »passt«.

Eine ähnliche Richtung der Erkenntnisgewinnung gehen *Hilde Haider* und *Alexandra Eichler*. Sie beschreiben das implizite Wissen aus Sicht der Kognitionspsychologie als ein *unabhängiges System*, indem sie die Möglichkeit der Veränderung dieses Systems als eigenständigen Lernprozess nachzuweisen versuchen. Der Erkenntnisweg geht wiederum von einem bewussten Phänomen aus, hier der Krise bzgl. routinisierter Erwartungsstrukturen. Also auch hier liegt den »sichtbaren« Phänomenen eine latente Struktur zugrunde, die in einer Wirkungsbeziehung zu diesen sich befindet. Als Funktion des expliziten Wissens geben die Autorinnen die Genese eines »kohärenten Modells der Situation« (258) an. Zu einer Interaktion der beiden Systeme komme es immer in Situationen von Erwartungskrisen, welche durch Veränderungen im impliziten System ausgelöst werden würden. Zunächst werde eine Erwartungsverletzung bewusst. Diese führe zu einer Suche nach der Ursache dieser Krise. Bei dieser Suche komme es nun zu einer Bewusstwerdung der »in der Aufgabe gesuchten Regel« (258). Verallgemeinert bedeutet dies, dass Erwartungsverletzungen zur Entstehung bewusster Repräsentationen beitragen, während implizites Wissen in »enkapsulierten Verarbeitungsmodulen« (259) erlernt wird. Dieses Wissen ist nicht unmittelbar

Bewusstseinsinhalt (259). Notwendig zur Bewusstwerdung ist eine gezielte Aufmerksamkeitsumfaltung qua Krise, sodass eine entsprechende Information, welche eine Regelmäßigkeit enthält, entstehen könne. So entstehe explizites Wissen in einer impliziten Lernaufgabe. Gemeinsam ist den Beiträgen von Stetter und Haider/Eichler, dass jeweils eine »Krise« im Bereich »evidenter Sichtbarkeit« identifiziert wird – nicht anschlussfähigen Artikulaten oder expliziter Krisen bzgl. von Problemlösungsstrategien – die auf das Vorkommen von impliziten Wissen schließen lassen.

Eher herausfordern und provozieren lassen müssen sich Beiträge, die vom impliziten Wissen als Grund oder Fundament von jeglichen sozialen Prozessen ausgehen, von der These von *Clemens Knobloch*, dass es sich bei der fundierenden Fähigkeit lediglich um eine intuitive Kompetenz<sup>3</sup> handle, deren Grund im menschlichen Nervensystem zu suchen sei und nicht in einem kulturell erzeugten impliziten Wissen. Implizites Wissen erscheint in seiner Konzeption nicht als Fundierungsoperator, sondern ist selbst als ein nachträgliches Resultat von *intuitiven* Operationen zu betrachten. Interessant und provozierend ist seine Position gerade deshalb, weil Knobloch sein Konzept für die Erklärung »derselben« Übergangssphänomene heranzieht, die für eine theoretische Soziologie relevant sind. Er beschreibt allgemein den Übergang von einer Teilnehmer- zu einer Beobachterperspektive als eine Umorganisation von Können zu Wissen und analogisiert diese Form dann mit der kulturellen Entwicklung von Schrift. Seine Erklärungen setzen dabei bei Kompetenzen von Individuen an: Die Lernprozesse des Individuum laufen zwar in einem kollektiven Medium

ab und jedes Individuum lerne die Nutzung von Zeichen in gewissem Sinne »außengesteuert« – doch und dies betont Knobloch, seien bei diesem Lernvorgang keine kollektiven Fähigkeiten vorausgesetzt (202). Das Zustandekommen von »impliziten Wissen« wird hier sodann beschrieben als Routinisierung verknüpfter bewusster Handlungen (208). Von diesen grundlegenden Prämissen ausgehend, können die genannten Transformationsprozesse analysiert werden. Durch die Schrift werde die Konstruktion der Sprachzeichen selbst in den Aufmerksamkeitsfokus gerückt. Dadurch werde eine interne Aufmerksamkeitsstruktur verstärkt und der Weg für eine »kontextfreie Symbolkombinatorik« gebahnt (208). Betont wird in dieser Konzeption die »Bedeutung der Unterbrechung von Routinen«, weil sich hier »prozedurales Können« umorganisiert in Wissen, indem die auf dem Weg der »Vergegenständlichung« von Objekten routinierten »Merkmale des Gesprochenen« »in die Sphäre der bewussten Kontrolle« (208) geraten. Als Fundament dieser analogisierbaren Prozesse setzt Knobloch die genetische Ausstattung des Menschen, welche die Kompetenz der Abstraktion und Grammatikalisierung inhärent sei muss, voraus. Ebenfalls von einem angeborenen Fundament zur Hervorbringung des impliziten Wissens geht *Stephen Turner* aus. Er betont in seinem Beitrag, dass das implizite Wissen uns mit Inferenzialität versorge, welche schon Interpretationen beinhalte, die wiederum an die jeweilige Kultur gebunden seien. Dabei verwehrt sich Turner gegen die Annahme einer Funktionalität des impliziten Wissens, die als praktische Gewandtheit gefasst werden könne (226). Mit seinem Beitrag kritisiert Turner die Vorstellung eines *kollektivistischen* Genesepinzips einer Gemeinschaft, deren Zusammenhalt dann durch einheitliches implizites Wissen garantiert werden könne. Jedoch hält er am Konzept des impliziten Wissens fest, dass aber nicht als etwas Kollektives gefasst werden müsse. Solche kollektivistischen Prämissen würden fälschlicherweise mit Analogievorstellung arbeiten, welche Mechanismen unterstellten, die es erlauben verschiedene Personen dieselben Annahmen zuzuschreiben. In relativistischer Attitüde versteht er selbst unter implizitem Wissen die Fähigkeit »einiger Personen [...] spezifische Handlungen einschließlich der inferenziellen Schlüsse« (215) durchführen zu können. Dabei

3 Auch der Beitrag von *Kirsten G. Volz* beschäftigt sich mit der Intuition. Sie vergleicht dabei das Verhältnis von Intuition und implizitem Gedächtnis anhand von Forschungsergebnissen bildgebender Verfahren. Bei einer Intuition bewirken von außen kommende Stimulusmerkmale die Aktivierung von Gedächtnisinhalten (umgekehrt verhält es sich bei impliziten Gedächtnisphänomenen) (271). Es, so lässt sich mithilfe der bildgebenden Verfahren zeigen, bei intuitivem Erkennen von Problemlösungen eine »erhöhte Verarbeitungsflüssigkeit« feststellen. Obwohl dieser Beitrag wohl interessante Forschungsergebnisse enthält, vermag die interdisziplinäre Relevanz in der vorliegenden Form nicht intuitiv einzuleuchten.



nimmt er an, das inferenzielle Schlüsse tätigen zu können, eine notwendige Voraussetzung sei, um Wörter in verständlicher Weise mit andern Wörtern in Verbindung bringen zu können (222).

Mit der Verschiebung des erklärenden »Fundaments« kehrt sich die Relation von Explanandum und Explanans um. Das implizite Wissen wird zum kontingentem Resultat. Für eine theoretische Soziologie ist dies relevant: Der Zusammenhalt von sozialen Milieus wäre nun keineswegs sofort qua gemeinsamen impliziten Wissen schon erklärt. Man müsste hier eine feinkörnigere Heuristik ansetzen. Doch wie kann man darüber entscheiden, ob die Provokationen treffen? Welche Erklärungsfunktionen kommen hierbei Explikaten aus der Genetik oder den Neurowissenschaften zu, die in der Lage wären, soziologische Heuristiken dermaßen in Wanken zu bringen? Wie kann das Wissen über neuronale Netzwerke oder der DNA soziologische Erklärungsnotwendigkeiten wie etwa der Dynamik und Stabilität sozialer Ordnungen, für die das Konzept des impliziten Wissen eine Lösung bietet, substituieren? Wie kann hier das explizite naturwissenschaftliche Wissen z.B. erklären, wie es selbst zustande kam? Dies sind Fragen, die noch bearbeitungsbedürftig sind. Jedenfalls sind aber schon einige Wegmarken identifiziert, die in Bezug auf die begriffliche Fassung des »impliziten Wissen« einen Vergleichsmöglichkeit unterschiedlicher Begriffsabgrenzungen ermöglichen.

Obwohl im vorliegenden Sammelband gemeinsame Forschungsperspektiven intuitiv relativ gut nachvollziehbar sind, wäre doch, bei der sicherlich schon durchaus vorhanden Transparenz, an etwas mehr explizite Klarheit in Bezug auf theoretische Differenzen und deren Konsequenzen in wechselseitiger Bezugnahme wünschenswert gewesen. Allerdings ist bei diesem Sammelband schon aufgrund der Auswahl der BeiträgerInnen und der guten Einführung in das Thema einiges in diese Richtung geleistet worden. Anzustreben wäre eine theoretische Diskussionskultur – auch in Sammelbänden, die explizit vorsieht, den Blick unter noch intensiverer expliziter wechselseitiger Bezugnahme auf die feinen theoretischen Unterscheide und deren Konsequenzen zu richten. Der vorliegende Sammelband ist aber durchaus ein Schritt in diese Richtung.

*Anschrift:*

Michael Gubo M.A.  
Westfälische Wilhelms-Universität Münster  
Institut für Soziologie  
Scharnhorststr. 121  
48151 Münster  
michael.gubo@wwu.de

Annett Bochmann

**Robert Schmidt (2012):  
Soziologie der Praktiken.  
Konzeptionelle Studien und  
Empirische Analysen.**

Berlin: Suhrkamp. 288 Seiten.  
Taschenbuch. 15,00 €.  
ISBN: 978 3 518 29630 1

Robert Schmidt verfolgt mit seinem Buch »Soziologie der Praktiken« das Ziel, die Praxeologie in der Soziologie zu etablieren und damit zugleich einen Beitrag zu Theorie, Methodologie und Empirie zu liefern. Dieser vielseitige Anspruch steckt in dem praxistheoretischen Ansatz selbst: Empirisches Forschen und Theoriearbeit wird stets zusammengedacht. Damit ist sein Werk empfehlenswert sowohl für Theoretiker als auch für jene Soziologen, die eher der empirischen Forschung zugewandt sind (insbesondere im Bereich der Sportsoziologie und der Arbeitssoziologie).

Das Buch gliedert der Verfasser in drei Teilbereiche:

Zunächst führt Schmidt in einem ersten Abschnitt das Programm der Praxissoziologie ein, in dem er in Auseinandersetzung mit verschiedenen, von ihm identifizierten praxistheoretischen Diskursen ein Verfahren der »Praxeologisierung« als Methodologie reformuliert und dabei zugleich wichtige Dimensionen und Trägerschaften sozialer Praktiken diskutiert.

Schmidt ordnet der Praxeologie folgende Autoren beziehungsweise Theorien und Methodologien zu: Ethnomethodologie, Goffmans Interaktionsstudien, die Sozialtheorie, die an den späten Wittgenstein anknüpft, die Figurationssoziologie Norbert Elias' und die Theorien und Studien von Anthony Giddens, Pierre Bourdieu aber auch Bruno Latour. Dabei stellt er fest, dass diese Arbeiten trotz ihrer Heterogenität bestimmte Merkmale